

## **Berlin. Bauchschmerzen, fünfter Stock**

*Nach wahren Begebenheiten.*

*Klaus Günterberg*

„Ich mache gerade den Dienstplan für den nächsten Monat. Wann soll ich Sie eintragen?“ Am Telefon ist Doktor Schwank. Doktor Schwank koordiniert in unserem Bezirk den ärztlichen Hausbesuchsdienst.

Früher, vor vielen Jahren, hatten wir in jedem Berliner Bezirk an jedem Tag noch eine Praxis, die nach den Sprechzeiten geöffnet blieb, so wie das heute noch bei Apotheken üblich ist. Die Telefonnummer wurde täglich in der Zeitung veröffentlicht.

Inzwischen muss der Patient nicht mehr nachts durch die große Stadt zum Arzt fahren. Mir kommt da Goethes Erlkönig in den Sinn: „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Es ist der Vater mit seinem Kind; ...“ Inzwischen fährt, wo nötig, nachts der Arzt zum Patienten. Dazu gibt es in der Stadt eine Rufnummer und eine Zentrale, die die Anrufe entgegennimmt und die die Fahrten koordiniert. Wie das auch bei der Polizei und bei der Feuerwehr üblich ist.

Macht der Hausarzt seine üblichen Hausbesuche, bekommt er einerseits die Anfahrt vergütet, abhängig von der Entfernung, und andererseits auch seine Arbeit honoriert. Im fahrenden Hausbesuchsdienst bekommt der Arzt nur die Arbeit bezahlt, dafür stellt aber die Zentrale das Fahrzeug und den Fahrer. Eine gute Lösung, für alle Beteiligten.

Ich kann immer nur nach meinen Sprechstunden fahren, meist fahre ich nachts. Oder an einem Wochenende. Einmal im Monat bin ich dran.

„Moment. Ich schaue schon in meinen Kalender. ... Am Freitag, am zehnten Oktober. Zum Nachtdienst.“ „Der Zehnte ist schon vergeben. Passt Ihnen der siebzehnte?“ „Ja, der passt auch.“ „Also, der siebzehnte.“

Ich bin ganz sicher, am siebzehnten, pünktlich um achtzehn Uhr, steht das so auffällige Auto mit dem „Arzt“-Schild auf dem Dach vor meiner Praxis.

### **Ein Sonnabend, im Januar**

„Doktor, wir sind da!“ Ich mache die Augen auf. Es ist weit nach Mitternacht, wir stehen vor einem Hochhaus, in einem im ganzen Land bekannten Berliner Problembezirk. Vor mir liegen, soweit ich sehen kann, breite, hell beleuchtete Straßen. Die oberen Teile der Hochhäuser verschwinden in der Dunkelheit, nur wenige Fenster sind noch beleuchtet.

Wir sind ein eingespieltes Team, Herr Schubert, mein Fahrer, und ich. Er nimmt über den Funk die Aufträge entgegen und koordiniert die Wege. Notfälle werden sofort angefahren, Todesfälle müssen warten. Während ich oben bin, plant er schon die nächsten Wege, die so kurz und so schnell wie möglich sein sollen. Wenn es bei mir länger dauert, kann er vielleicht ein paar Minuten die Augen schließen. Wenn er fährt, dann mache ich die Augen zu. Ich kann beruhigt die Augen schließen, Herr Schubert ist ein hervorragender Fahrer.

„Ein Kind mit Fieber und Ohrenschmerzen. Fünfter Stock. Bei Sinders.“

Ich greife mir meinen Notfallkoffer und die Tasche mit den Papieren. Der Name steht an der Haustür neben der Klingel. Es wird sofort geöffnet. Aber es dauert, bis der Fahrstuhl kommt. Oben erwartet mich schon eine junge Mutter. Aus der Wohnung kling das Schreien eines Kindes.

„Haben Sie schon Fieber gemessen?“ „Ja, aber der Junge hat kein Fieber. Ich glaube, er hat Ohrenschmerzen, er hält die Hand immer wieder an das Ohr.“

Die Untersuchung zeigt zunächst nichts Auffälliges. „Bitte halten Sie Ihr Kind ganz fest, ich muss ihm noch in den Hals und in die Ohren schauen.“ Mein Verdacht bestätigt sich, der Junge hat eine Mittelohrentzündung.

„Wo kann ich schreiben?“ „Am besten in der Küche.“

Also schreibe ich dort mein Rezept und meinen Bericht. Den Bericht bekommt die Mutter, für übermorgen, für den Kinderarzt. Zwei Durchschriften brauche ich.

„Wie bekomme ich denn die Medikamente? Wo ist denn jetzt noch eine Apotheke auf? Ich bin allein, ich kann doch mein Kind nicht allein zuhause lassen.“

„Eine Apotheke in jedem Bezirk ist immer bereit. Die Adresse finden Sie in der Zeitung und im Internet. Sie haben doch auch ein Telefon; vielleicht können Sie jemanden anrufen? Sonst klingeln Sie vielleicht bei Ihren Nachbarn, die werden in der Not sicher helfen. Ich muss weiter, zum nächsten Kranken.“ Damit verabschiedete ich mich.

Unten steige ich wieder in das Auto. „Eine Nierenkolik“, sagt Herr Schubert. Das sind Schmerzen, die kaum auszuhalten sind. Wir fahren sofort hin, so schnell wie möglich, aber auch nicht schneller als erlaubt. Zum Glück sind in dieser Stunde die Straßen fast leer und viele Ampeln ausgeschaltet.

„Herr Doktor, ich habe Nierensteine. Zwei habe ich schon verloren. Im letzten Jahr. Aber eine solche Kolik hatte ich noch nie.“

Ich taste erst einmal den Bauch und die Nieren ab. Der Mann hat wohl recht. In seinem Ellbogen sehe eine dicke Vene, die macht es mir leichter. Ich spritze ihm langsam das Schmerzmittel, lasse aber vorsichtshalber noch die Spritze auf der Nadel und die Nadel in der Vene. Ich warte. Es dauert nicht lange, dann sehe ich, wie sich der Mann entspannt.

„Jetzt lässt der Schmerz nach. Danke.“

Nun kann ich die Nadel entfernen. Ich klebe noch ein Pflaster auf die Stelle, packe meine Sachen wieder in den Koffer und schreibe meinen Bericht.

„Bitte gehen Sie Montag unbedingt zu Ihrem Urologen.“

## **Ein Freitag, im Februar**

Wir sind im tiefsten Osten. Ein Stadtbezirk ohne Besonderheit. Dort gibt es zwar den großen Tierpark, auch sonst alles, was Menschen so brauchen, vom Einfamilienhaus bis zum Hochhaus, vom Krankenhaus bis zum Hotel. Aber ein Zentrum, das zum Bummeln einladen könnte, hat dieser Bezirk nicht.

Wir stehen vor einem Mehrfamilienhaus. Draußen ist es kalt und glatt, der Schnee ist verharscht. Das Haus macht einen gutbürgerlichen Eindruck. Ein breiter Vorgarten lässt einen schmalen Fußweg frei.

„Zweiter Stock. Halsschmerzen und Fieber.“ Ja, ein Junge mit einer Angina, nichts Besonderes. Ich verlasse das Haus und will wieder in das Auto steigen. Da sagt Herr Schubert: „Haben Sie nicht gesehen? Da bewegt sich etwas.“ Nein, ich komme aus dem hellen Flur, hier draußen ist es dunkel, ich habe nichts gesehen.

„Doch, da ist etwas, kommen Sie.“ Herr Schubert steigt aus, wir gehen durch den Vorgarten zurück. Tatsächlich, da liegt im Gebüsch ein Mensch. Wir leuchten ihn an, er macht nicht einmal die Augen auf. Wir sprechen ihn an, er reagiert nicht. Wir schütteln ihn, er hebt einen Arm, lallt vor sich hin. Ein Betrunkener.

„Den können wir doch hier nicht liegenlassen, der erfriert doch hier.“ Da sind wir uns einig. Aber mitnehmen können wir ihn auch nicht.

„Rufen Sie doch die Zentrale an.“, sage ich zu Herrn Schubert. Der geht zum Auto und telefoniert. Ich halte den Betrunkenen wenigstens in einer etwas sitzenden Stellung. Er lallt vor sich hin.

Nach wenigen Minuten sehen wir das Blaulicht. Zwei Polizisten kommen zu uns. Beide packen an und heben den Betrunkenen hoch. „Sie können nicht hier bleiben. Hier erfrieren Sie noch. Kommen Sie mit.“ Und sie versuchen, ihn zu ihrem Auto zu führen.

„Lasst mich! Ihr Bullenschweine! Ich komme nicht mit! Lasst mich! Ihr Scheißer! Lasst mich los!“ So geht es unflätig weiter. Die Polizisten lassen sich nicht beeindrucken, schieben und schleifen den Mann zu ihrem Auto, schieben ihn auf den Rücksitz und fahren ab. Ob der Mann vielleicht später spüren wird, dass die beiden ihn vor dem Erfrieren gerettet haben? Wir beide, Herr Schubert und ich, wir sehen uns an. Er schüttelt den Kopf. Wir haben uns wortlos verstanden.

## **Ein Sonnabend, im März**

Unten im Auto sagt Herr Schubert: „Ein Prostatiker, eine Harnsperre.“ Die Nacht ist nicht für lange Erklärungen geeignet. Aber ich habe ihn verstanden. Da kann ein Mann seinen Urin nicht mehr lassen, die Prostata ist zu groß. „Wir müssen nach Kreuzberg.“ Quer durch die große Stadt? „Die Kollegen dort sind bei einer Reanimation, die kommen nicht weg.“ Selbstverständlich, da müssen wir helfen. Herr Schubert fährt sehr konzentriert und zügig. Ich weiß, er kennt die Stadt wie seine Westentasche. Aber ich weiß auch, wie weit der Weg nach Kreuzberg ist. Also mache ich solange die Augen zu.

„Aufwachen! Wir sind da.“ Ich bin sofort hellwach.

„Ich brauche den Urokoffer.“ „Klar.“ Wir haben im Auto noch einige Koffer für spezielle Zwecke. Ich werde einen Katheter brauchen, Katheter habe ich nicht in meinem eigenen Koffer. Man weiß auch nie, braucht man einen dünnen oder einen dicken Katheter, oder braucht man vielleicht einen Ballonkatheter, der dann liegen bleibt. Im Urologiekoffer ist ein ganzes Sortiment, mit allem Zubehör, das man zum Kathetern so braucht.

Ich steige aus, sehe mich erst einmal um. Wir stehen vor einer alten sogenannten Berliner Mietskaserne. Im Hauseingang steht eine ältere Frau und gestikuliert wild.

„Endlich. Wir warten schon so lange! Mein Mann hat solche Schmerzen!“ Ich muss und will keine Erklärung abgeben. „Bitte gehen Sie vor!“ Ein alter, schlecht beleuchteter Hausflur, ausgetretene Dielen. Wir steigen bis zum dritten Stock. Im Schlafzimmer, inmitten völlig

zerdrückter Betten, krümmt sich der Mann. „Machen Sie, was nötig ist, aber machen Sie schnell.“

Natürlich mache ich schnell, aber vor allem steril und sorgfältig. Ich breite mein Tuch aus, lege darauf Tupfer, Desinfektionsmittel, Gel und den Katheter, ziehe die Handschuhe an. Das Kathetern kann bei einer großen Prostata manchmal sehr schwierig sein. Hier geht es relativ leicht.

„Ich brauche eine flache Schüssel.“ Die Frau sieht mich mit großen Augen an. „Nun machen Sie schon!“ Ich kann den Urin doch nicht in die Matratze laufen lassen. Als der Urin dann fließt, versteht sie mich. So, wie sich die Schüssel füllt, so entspannt sich der Mann. Ich nutze die Zeit, schreibe meinen Bericht. Jede Minute ist wertvoll. Dennoch bin ich insgesamt eine dreiviertel Stunde oben.

„Wir müssen wieder zurück.“ Zurück, das heißt, wieder in die Hochhaussiedlung. Nach einer halben Stunde hält Herr Schubert vor einem langgestreckten Zehngeschosser. Ich weiß nicht, in welcher Straße wir sind. Hier sehen alle Häuser gleich aus.

„Bauchschmerzen. Sechster Stock.“ Die Haustür ist verschlossen. Die Namen auf dem Klingelbrett sind schlecht zu lesen. Nach längerem Suchen finde ich doch den Namen. Ich drücke auf den Klingelknopf. Nichts. Ich klinge noch einmal. Nichts. So klinge ich weiter. Jetzt summt es, die Tür lässt sich öffnen. Ich gehe zum Fahrstuhl. „Außer Betrieb“. Ich muss die Treppe nehmen. Im vierten Stock tut mir der Rücken weh. Ich mache eine kurze Pause und überlege. So circa dreißig bis vierzig Etagen bin ich in dieser Nacht schon gestiegen. Die Überlegung hilft mir aber nicht, ich muss weiter.

Im sechsten Stock steht eine Tür offen, im Flur ist Licht. In diesen Häusern sehen alle Wohnungen gleich aus, das Wohnzimmer ist sofort zu finden.

„Wie lange geht es denn schon?“ „Na, so zwei bis drei Stunden. Erst ließ der Schmerz etwas nach, jetzt ist es kaum auszuhalten.“ „Bitte zeigen Sie erst einmal Ihren Bauch.“ Die Ursache der Bauchschmerzen ist schnell gefunden, eine Appendizitis. Ich setze mich an den Tisch und schreibe die Krankenseinweisung.

„Ja, kriege ich denn kein Rezept?“ „Nein, Ihr Blinddarm ist entzündet, da helfen Ihnen keine Pillen. Der muss raus. Sie müssen sofort ins Krankenhaus!“

„Wie komme ich denn ins Krankenhaus? Jetzt fährt doch keine Bahn mehr.“ „Sie könnten damit auch nicht mehr Bahn fahren. Auch nicht selbst mit dem Auto.“

„Wir haben doch auch kein Auto.“ Hinter mir tritt eine Frau im Nachthemd und mit zerzausten Haaren ins Zimmer.

„Ich schicke Ihnen einen Krankentransport. Hier sind der Transportschein und die Krankenseinweisung.“ Und zu der Frau: „Packen Sie das Nötigste ein, was man so für das Krankenhaus braucht. Und vergessen Sie auch die Versicherungskarte und den Ausweis Ihres Mannes nicht.“ Es ist nicht die Stunde für Bitte und Danke, für irgendwelche Höflichkeitsfloskeln.

„Der Transport ist in etwa einer halben Stunde oder Stunde da. Ihr Mann wird auch eine Narkose kriegen. Er darf jetzt weder essen noch trinken. Keinen Bissen, keinen Schluck. Keine Tablette. Nichts.“

Und schon bin ich wieder unten. Nach unten geht es leichter als nach oben. „Rufen Sie die Zentrale an. Ein akuter Blinddarm,“, sage ich zu Herrn Schubert. „der Mann braucht einen Krankentransport zur nächsten Klinik.“

Für Herrn Schubert ist das Routine, schnell erledigt. Gleich geht es weiter.

## **Ein Sonntag, im April**

„Wo müssen wir jetzt hin?“ „Nicht weit weg, hier gleich um die Ecke. Eine Leichenschau.“ Das gehört mit zu den unangenehmsten Dingen im Dienst.

Oben wartet schon die ganze Familie, eine ältere Frau, völlig verquollen, zwei Männer und eine Frau in mittlerem Alter. Der Tote, ein unrasierter alter Mann, liegt im Ehebett. Das Kinn ist mit einer Binde hochgebunden, das Fenster im Schlafzimmer steht weit offen. Jemand muss mit Toten Erfahrung haben.

„Ich brauche erst einmal den Personalausweis des Verstorbenen.“ „Hier. Und hier ist auch seine Versicherungskarte.“ „Die brauche ich nicht. Wir sind alle nur solange versichert, wie wir leben. Schon die Leichenschau hier ist keine Kassenleistung mehr.“ Die Leute sehen mich erstaunt an. Woher sollen sie das auch wissen?

Ich sehe mir die Männer an. „Sind Sie die Söhne?“ „Die Schwiegersöhne.“ sagt die ältere Frau, ganz offenbar die Witwe.

„War Ihr Mann krank?“ Die Frau nickt. „Haben Sie Unterlagen?“ Sie holt einen Ordner aus dem Nachbarzimmer. Ich sehe Röntgenbefunde, Krankenhausentlassungsberichte, Arztbriefe und Medikamentenpläne. Auch der Pflegedienst hat eine schmale Akte angelegt. Auf dem Nachschrank steht eine Schnabellatze, daneben liegen Arzneimittel. Kein Zweifel, der Mann war schon lange schwer herzkrank.

„Ich muss Ihren Mann ausziehen und untersuchen. Dazu brauche ich einen Mann. Wer hilft?“ Ich sehe die Schwiegersöhne an. Die Männer sehen plötzlich alle nach unten. Ich spreche den Kräftigsten an: „Sie helfen mir. Alle anderen verlassen den Raum.“

Ich reiche meinem Helfer ein paar Handschuhe und ziehe selbst welche über. Wir ziehen dem Toten den Schlafanzug aus und rollen ihn auf die Seite. Der Mann ist schwer. Aber alles ist in Ordnung. Es finden sich keine Spuren äußerer Einwirkung; bei der Leichenschau muss man an alles denken. Und außerdem ist die vollständige Untersuchung Vorschrift. Der Mann ist sicher eines natürlichen Todes gestorben. Und er ist ganz ohne Zweifel schon ein paar Stunden tot. Wir ziehen den Mann wieder an und decken ihn dann vollständig zu.

„Sie können wieder hereinkommen. Wo kann ich am besten schreiben?“ „Kommen Sie mit.“ Wir gehen ins Wohnzimmer. Dort ist Licht und dort ist es warm. Am Tisch fülle ich den Leichenschauschein, im Volksmund Totenschein genannt, aus.

„Ich möchte jetzt nicht gestört werden.“ Auf dem Leichenschauschein darf man sich nicht verschreiben. Das Standesamt prüft später ganz sorgfältig, jeder Schreibfehler führt dann nur zu Rückfragen, die logischerweise immer die Sprechstunde stören.

Aber dann kommt noch das das Unangenehmste. Wie sagt man, „Nicht einmal der Tod ist umsonst.“ Der erste, der die Hand aufhalten muss, ist der Arzt. Ich habe alle Formulare ausgefüllt und auch ausgerechnet, was die Leichenschau kostet. Da gibt es keinen

Pauschalpreis. Die Zeit, die der Arzt braucht, die Nachstunde und der Anfahrtsweg gehen in die Rechnung ein.

„Hier habe ich den Totenschein. Den brauchen Sie für den Bestatter und für das Amt. Und hier habe ich auch meine Rechnung.“

„Wir haben aber kein Geld im Haus. Können wir das später bezahlen?“ Ich kenne die Worte. Und ich kenne das Problem. Die Kosten für die Leichenschau gehören rechtlich schon mit in das Erbe. Ist der Tote erst einmal aus dem Haus, fängt manchmal schon der Erbstreit an, dann will niemand mehr für etwas zahlen. Ich will und kann aber auf mein Honorar nicht verzichten. Und ich will deshalb auch keinen Streit.

„Nein, das geht leider nicht. Aber Sie können sich Montag früh auch den Schein in meiner Praxis abholen. In der Stadt gibt es überall Geldautomaten. Solange allerdings bleibt der Tote hier liegen.“ „?“ Die Familie sieht sich und mich fragend an. „Ohne den Totenschein wird kein Bestatter den Toten mitnehmen.“

„Kommt mal mit.“ Die Witwe sieht sehr bestimmend die Familie an. Fünf Minuten später sind sie mit dem Geld zurück. Ich quittiere den Betrag, lasse den Leichenschauschein und die Rechnung da und verabschiede mich. Draußen dämmt es schon. Ich schaue auf die Uhr, eine gute Stunde hat das Ganze schon gedauert.

## **Ein Sonntag, im Mai**

Pünktlich früh um acht Uhr steht Herr Schubert mit seinem Auto wieder vor der Praxis. „Wo geht es zuerst hin? Was haben Sie alles schon auf Ihrer Liste?“

„Nichts. Aber auch bei den Kollegen herrscht Ruhe. Im Funk ist Stille.“

„Na, wir müssen da nicht im Auto sitzen. Kommen Sie mit hoch. Oben gibt es einen guten Kaffee.“

Ja, auch solche Stunden gibt es. Um zehn meldet sich die Zentrale. Ein Sturz von der Leiter. Der junge Mann sitzt in Unterhose auf der Bettkante und hält sich das Knie. Auf dem Bett liegt eine Arbeitshose, überall stehen Kartons. Aus dem Nachbarzimmer kommt ein Geruch von feuchter Tapete.

Ich bewege das Bein, erst ganz vorsichtig, dann stärker und stärker. Alles funktioniert, da hat er wohl noch einmal Glück gehabt. Die Platzwunde braucht nur einen Verband.

„Kann ich auch noch Ihren Impfpass sehen?“ Ja, die Tetanus-Impfung ist erst vor kurzem aufgefrischt worden, vom Hausarzt.

„Können Sie mich für die nächste Woche krankschreiben?“ Nein, das kann ich nicht. Das braucht es auch später sicher nicht. Vielleicht geht es dem jungen Mann auch mehr um die Renovierung als um sein Knie. Aber das sage ich ihm natürlich nicht.

„Ich bin hier der Notdienst. Sollte es Ihnen morgen nicht besser gehen, dann gehen Sie bitte zu Ihrem Hausarzt.“ Der junge Mann sieht mich recht unfreundlich an, eher enttäuscht als von Schmerzen geplagt.

Wieder unten sagt Herr Schubert „Eine Gallenkolik. Am Markt.“ Das ist nicht weit. Oben sitzt mir ein kräftiger Mann gegenüber und hält sich den Bauch.

„Ich war vorgestern schon beim Röntgen. Ich habe Gallensteine.“ Er legt mir den Röntgenbefund vor. Die Untersuchung bestätigt den Verdacht; es ist eine Gallenkolik. Ich spritze ihm ein krampflösendes und schmerzlinderndes Mittel und schreibe ihm auch noch ein Rezept.

"Falls das alles nicht helfen sollte, ja, dann stellen Sie sich im Krankenhaus vor, dann muss man unter Umständen die Operation vorziehen.“

Die Kolik lässt langsam nach, ich kann weiterfahren.

## **Ein Sonntag, im Juni**

„Eine Schwangere mit Bauchschmerzen.“ Herr Schubert hält vor einer großen braunen Holztür, breit wie ein Scheunentor. Eine Hausnummer ist nicht zu sehen. Rechts und links steht eine dicht bewachsene Mauer. „Hier muss es aber sein.“ Man muss uns wohl beobachtet haben, noch bevor ich aussteigen kann, öffnet sich das Tor. Wir fahren hinein.

Ich dachte immer, ich würde diese Stadt kennen, diese Stadt, in der ich aufgewachsen bin, in der ich studiert habe, in der ich nun schon so viele Jahre arbeite. Aber da liegt vor meinen Augen ein Runddorf, inmitten der Stadt, inmitten der Hochhaussiedlung. Viele dörfliche Häuser gruppieren sich rund um einen Dorfplatz. Ziemlich weit hinten steht ein Mann in kariertem Hemd und winkt.

Im Ehebett liegt eine hochschwangere Frau, hält sich den Bauch und krümmt sich. Ich spüre kräftige Wehen. Die Herztöne sind normal, die Fruchtblase ist noch nicht gesprungen, der Muttermund ist zu. Die Untersuchung zeigt aber auch, dass hier eine Querlage vorliegt.

„Wann haben Sie denn Termin?“ Bis dahin sind es noch einige Wochen.

„Sie haben Wehen. Sie müssen damit sofort zum Krankenhaus, zum Kreißsaal.“

„Ich will aber nicht ins Krankenhaus. Ich will mein Kind hier Zuhause kriegen!“

„Mit einer Querlage können Sie gar nicht normal entbinden. Da würde innerlich alles zerreißen. Dann sind Sie tot. Sie brauchen einen Kaiserschnitt.“

Mir geht so viel durch den Kopf. Ich bin auch ein erfahrener Geburtshelfer, weiß was man früher gemacht hätte. Eine Wendung auf dem Fuß und die Entbindung dann aus Beckenendlage - jeder Geburtshelfer hat das gelernt. Aber das ist heutzutage und hierzulande nicht mehr zu verantworten, die Risiken sind zu groß. Ein Kaiserschnitt ist unumgänglich. Für lange Erklärungen ist aber keine Zeit.

„Es geht hier aber nicht nur um Ihr Leben.“ Ich sehe den Ehemann an. „Sie wollen doch, dass das Kind gesund ist und dass Ihre Frau das überlebt! Da muss operiert werden, so schnell wie möglich.“ Ich rufe die Zentrale an. „Schickt mir die Feuerwehr. Mit Blaulicht.“

Der Mann diskutiert mit seiner Frau. „Ich kümmere mich um die Kinder. Du fährst mit!“ Das letzte klang wie ein Befehl.

Es dauert nicht lange, da stürmen zwei Feuerwehrleute mit einer Trage ins Haus. Ich erkläre die Situation. „Ich bin Facharzt, auch für Geburtshilfe. Natürlich fahre ich mit.“

Wir heben die Frau auf die Trage, sie lässt es geschehen.

„Gib mir noch meine Tasche mit den Papieren.“

„Nehmen Sie auch unbedingt Ihren Mutterpass mit!“ sage ich. „Der ist da drin.“

Ich spritze ihr ein die Wehen hemmendes Mittel. Die Kanüle lasse ich vorsichtshalber liegen.

Mit Blaulicht fahren wir zum Krankenhaus. Herr Schubert fährt uns hinterher. In der Rettungsstelle übergebe ich die Frau dem diensthabenden Oberarzt. Da ist aber nicht viel zu erklären, wir sind angekündigt, er weiß ganz genau, was zu tun ist.

Draußen im Auto. „Und nun?“ Herr Schubert sieht mich an. „Nichts. Im Moment haben wir keine Aufträge.“

„Dann machen wir halt regulär Pause.“ Ich schaue auf die Uhr, es ist Mittagszeit.

„Irgendwo werden wir doch einen Imbiss finden.“ Und wirklich, nicht weit entfernt, findet sich am Park eine Würstchenbude. Die ist nicht sehr komfortabel. Aber die Currywürste schmecken.

## **Ein Sonnabend, im Juli**

Die Nacht ist fast vorbei, es dämmt schon. Wir stehen vor einem Reihnhaus. Ein hölzernes Vordach schützt den Eingang. Daneben ist Licht. Das Gartentor ist nur angelehnt, wir werden erwartet.

Bevor ich die Haustür erreiche, erheben sich rechts und links zwei riesige graue Doggen. Sie reichen mir fast bis zur Schulter und wenden sich mir zu. Ich spüre auf beiden Seiten ihren Atem. Ich habe zwar selbst einen großen Hund, aber da gefriert mir doch das Blut in den Adern. Ich erstarre. Die Haustür wird geöffnet, ein Mann erscheint. „Platz!!“ Die Doggen legen sich langsam wieder hin.

„Die sind ganz friedlich. Kommen Sie rein.“

Im Wohnzimmer sitzt die Frau mit einem dicken Schal um den Hals vor dem Fernsehapparat.

„Bitte machen Sie doch den Apparat aus.“ „Entschuldigung.“

Schnell ist die Erkrankung geklärt, eine eitrige Angina.

„Ich gehe besser vor. Wegen der Hunde.“, sagt der Mann.

## **Ein Freitag, im September**

Im Auto frage ich Herrn Schubert: „Und nun? Wir haben alles abgearbeitet.“ „Nein, nein. Wir haben inzwischen schon zwei neue Aufträge, zwei Tote.“

„Und wo fahren wir zuerst hin?“

„Der eine hängt noch am Strick. Der andere ist vermutlich schon lange tot. Im Rollheimerdorf. Bei dem Selbstmörder wartet schon die Polizei auf uns.“

„Also fahren wir zuerst dorthin.“

Ein ganz unauffälliges Einfamilienhaus im Siedlungsgebiet. Eine ältere Frau öffnet mir. Im Keller hängt der Tote. Ein umgefallener Stuhl liegt auf dem Fußboden, zwei Polizisten sitzen nebenan in der Waschküche und warten auf uns.

„Warum haben Sie denn den noch nicht abgeschnitten?“

„Der ist zu schwer, wir schaffen das nicht.“

„Als ich aus dem Kino kam, war er nicht da. Ich dachte, er ist noch in seiner Kneipe.“, redet die Frau dazwischen. Sie sieht verweint und ganz verquollen aus.

„Wir brauchen erst einmal ein Messer.“, sage ich zu ihr. Sie kommt mit einem Küchenmesser wieder.



„Das ist zu klein. Darf ich einmal nachsehen?“ Sie nickt. In der Küche, im obersten Schubfach, finde ich ein richtiges großes Sägemesser, das drücke ich dem einen Polizisten, dem größeren, in die Hand. „Sie schneiden, wir halten solange.“ Der andere Polizist und ich, wir heben jeder ein Bein.

„Sie gehen bitte solange nach oben.“, sage ich zu der Frau. Und „Sagen Sie rechtzeitig Bescheid!“ zu dem Polizisten mit dem Messer. Der nickt.

„Achtung!“ ruft er plötzlich und da fällt uns der Tote auch schon über die Schulter. Er ist wirklich schwer. Wir lassen ihn zu Boden gleiten.

„Jetzt brauche ich noch einmal Ihre Hilfe.“ Der Tote ist ganz sicher tot, die Untersuchung bestätigt das. „Wir müssen ihn ausziehen, erst dann kann ich den Totenschein ausschreiben.“ Die Situation ist eigentlich ganz eindeutig. Aber man weiß ja nie.

Wir ziehen ihn aus, wir ziehen ihn wieder an. Am Suizid gibt es keine Zweifel. So sage ich es auch den Polizisten. Die verabschieden sich und fahren ab. Ich fülle noch den Totenschein und meine Rechnung aus und gebe beides der Frau.

„Sie können jetzt einen Bestatter anrufen. Der holt Ihren Mann ab. Die anderen Formulare schicke ich am Montag zum Standesamt.“

Wieder im Auto frage ich Herrn Schubert: „Wo ist denn hier ein Rollheimerdorf?“ „In der Heide.“

„Dort komme ich jede Woche vorbei; von einem Rollheimerdorf ist mir aber nichts bekannt.“

„Doch, doch, ich war schon einmal da.“

Herr Schubert fährt zielbewusst zur Heide und biegt dort in einen unscheinbaren Weg ein. Eigentlich ist die Heide ein Wäldchen. Nach einigen hundert Metern sind wir auf einer Lichtung. Dort stehen bunt durcheinander alte Bauwagen, Campingwagen und ein alter Eisenbahnwagen. Überall sehe ich Stühle, Tische, Fahrräder und Gerümpel, bis zum Waldrand.

Vor einem Campingwagen sitzt ein vollbärtiger Mann und winkt uns zu.

„Wir haben den Josef schon Wochen nicht mehr gesehen, wir dachten er ist wieder im Krankenhaus. Aber irgendwie kam aus dem Wagen so ein Gestank. Und dann haben wir ihn gefunden.“

Ja, auf dem Bett liegt ein Toter, die Haut ist schon etwas eingefallen, der Bart ist voller Fliegen. Es stinkt entsetzlich. Am Tod gibt es keine Zweifel. Aber war es ein natürlicher Tod? Ich weiß, was hier zu tun ist. Ich ziehe mir die Handschuhe über und untersuche. Nein, es ist, wie man so sagt, keine Fremdeinwirkung erkennbar. Im Portemonnaie ist der Ausweis. Draußen an einem der Tische fülle ich den Totenschein aus. „Todesursache unbekannt.“ Alle weiteren Untersuchungen wird die Gerichtsmedizin machen.

„Hat der Josef Angehörige?“ „Das weiß ich nicht. Wir kennen ihn kaum.“

„O. k.. Hier sind der Totenschein und der Ausweis. Ich verständige die Zentrale. Das Amt wird ihn abholen lassen.“ Meine Rechnung werde ich ich Montag zum Amt schicken.

Als ich wieder ins Auto steige, da rümpft Herr Schubert die Nase und lässt die Scheiben herunter. Ich weiß natürlich warum - ich stinke entsetzlich, so, wie es im Wohnwagen stank. Ich kann mich selbst nicht riechen.

Inzwischen ist es schon hell geworden, meine Schicht ist zu Ende. Zuhause gehen meine Sachen gleich in die Wäsche, ich gehe sofort in die Dusche. Und danach ins Bett. Trotz aller Aufregung werde ich sofort schlafen. Wer unter Einschlafstörungen leidet, der kann diesen Job nicht machen. Ich bin auch sofort eingeschlafen.

## **Ein Freitag, im Oktober**

„Im fünften Stock. Bauchschmerzen. Eine Frau Breuer.“ Wir stehen vor einem Plattenbau, wieder in dem Problembezirk. Hier haben viele Fünfgeschosser keine Fahrstühle. Also nehme ich die Treppe. In der dritten Etage mache ich eine kurze Pause. Ich atme einmal tief durch und sehe mich kurz um.

Irgendetwas ist hier anders. Eigentlich sehen in dieser Gegend alle Hausflure ähnlich aus. Unten sind die Wände meist mit Graffiti bemalt und besprüht. Da sieht man keine Buchstaben, keine Bilder, da sieht man an den Wänden manchmal nur die Zeichen eines Fußballclubs, meist aber undefinierbare Symbole. Mit den Etagen wird aber Graffiti gewöhnlich weniger. Hier im dritten Stock sind aber alle Wände immer noch vollständig besprüht, bis hoch zur Decke. Selbst im fünften Stock noch. Nur die Wohnungstüren sind sauber - eine einzige ausgenommen. Dort steht auch der Name, den mir Herr Schubert genannt hat. Ich klingele, man öffnet mir. Ein kahlköpfiger Mann steht mir gegenüber, in Turnhemd, Trainingshose und Badeschuhen, muskulös und großflächig tätowiert.

„Hallo. Kommen Sie, meine Frau hat Bauchschmerzen.“ Sie liegt im Wohnzimmer auf der Couch. Von allen Seiten sehen mich Fernsehapparate an, fünf sind es insgesamt. Drei stehen auf den Schränken, einer läuft. Bücher sehe ich keine.

„Könnten Sie bitte den Fernseher ausmachen.“ „Ja. Verzeihen Sie.“ Der Mann ist höflich. Am Tisch sitzt der Rest der Familie, drei halbwüchsige Kinder; selbst die sind schon tätowiert. Dir große Tochter trägt reichlich Ketten und Piercings.

„Ich muss Eure Mutter untersuchen, könnt Ihr bitte draußen warten!“

„Na los, macht schon. Dalli!“, sagt der Vater. Widerspruchslos gehen die Kinder aus dem Zimmer.

Die Frau hat Menstruationsbeschwerden, bekommt von mir eine Spritze und ein Rezept. „Und bitte gehen Sie am Montag zu Ihrem Frauenarzt.“ Ich wende mich wieder an den Mann. „Wo kann ich hier meinen Bericht schreiben?“ Der Tisch ist voller Fernbedienungen, Telefone, Handys, Tastaturen für Computerspiele und Aschenbecher - da ist für mich kein Platz.

„Kommen Sie mit.“ In der Küche sieht es nicht anders aus. Aber der Mann räumt dort für mich das Geschirr ab.

Wieder unten im Auto sagt Herr Schubert: „Der nächste Fall ist gleich um die Ecke. Dort müssen wir fast täglich hin. Eine Spritze.“

Die Spritze ist überhaupt kein Problem. Der Mann ist krank und braucht sie. Er liegt auf dem Sofa, die Frau sitzt im Sessel. Nein, die Spritze ist es nicht. Mich umgibt in dieser Wohnung eine drückende Wärme und vor allem ein Geruch, dem man manchmal in der Bahn begegnet, bei dem man vom Nachbarn abrückt.

Ich dachte immer, das wäre eine Mischung aus altem Tabakrauch und abgestandenem Bier.

Ja, hier wird auch geraucht, der Aschbecher ist voller Kippen. Im Flur sehe ich auch Stapel leerer Bierkästen. Aber das begegnet mir in dieser Gegend öfter, das allein ist es nicht. Im Flur und im Wohnzimmer und im Bad liegen kniehoch auch Berge schmutziger Wäsche. Ja, diese Mischung ist es. Hier ist die Wohnung völlig überhitzt, hier wird auch geraucht und getrunken. Aber hier wird weder gewaschen noch gelüftet.

Aber ich lasse mir das nicht anmerken. Ich spritze dem Mann sein Medikament, schreibe meinen Bericht und fahre weiter, um eine Erfahrung reicher.

## **Ein Sonntag, im November**

„Wir haben es nicht weit, nur drei Straßen weiter. Auch wieder eine Spritze. Aber wundern Sie sich nicht.“

„Warum sollte ich mich wundern?“ „Na, Sie werden ja sehen.“

Wir stehen wieder vor einem langgestreckten Plattenbau. Da gibt es nichts Besonderes. Im Hausflur spüre ich aber, dass ich plötzlich in einer anderen Welt bin. Die Wände sind hell gestrichen, von Graffiti ist hier keine Spur. Die Briefkästen und das Treppenhausgeländer sind anders als sonst in diesen Häusern, schlicht und formschön. Und unter den Füßen spüre ich sogar einen Teppichboden.

Die Patientin wohnt im zweiten Stock, ich steige die Treppen, da bin ich schneller als mit dem Fahrstuhl.

Auch die Wohnungstüren sehen hier anders aus. Ich sehe dunkles Holz und edle Schlösser. Das hätte ich hier in dieser Gegend nicht erwartet.

Ich werde in einen großen hellen Wohnraum gebeten. In einer Ecke führt eine schmiedeeiserne Wendeltreppe nach oben. Eine elegante Frau begrüßt mich.

„Ich brauche bitte noch Ihre Versicherungskarte.“ „Ich habe keine, ich bin privat versichert.“

„Das ist doch gar kein Problem. Da brauche hier auf dem Behandlungsschein nur Ihre Unterschrift. Die Rechnung schicke Ihnen in der nächsten Woche.“

Die Spritze und der kurze Bericht sind schnell erledigt; ich stehe nicht unter Zeitdruck. So kann ich, was ich sonst tunlichst vermeide, fragen.

„Ich sehe hier eine völlig andere Wohnung. Das hätte ich in dieser Gegend nicht erwartet. Haben Sie die Wohnung gemietet?“ „Nein, hier im Haus gibt es nur Eigentumswohnungen. Zur U-Bahn und zu meinem Geschäft ist es nicht weit. Eigentlich wohne ich hier sehr verkehrsgünstig. Trotzdem nehme ich meist das Auto.“

„Draußen standen aber gar keine Autos. Haben Sie hier vielleicht auch eine Garage?“ „Nein, Garagen gibt es hier gar nicht. Aber wir haben hinter dem Haus auch einen eingezäunten Parkplatz. Ich wohne hier schon zwei Jahre und bin sehr zufrieden.“

Ich sehe mich um. Der Raum ist sparsam und geschmackvoll möbliert. An den Wänden hängen große, sehr schöne Bilder. Der Fußboden ist mit Parkett ausgelegt. Und offenbar hat die Wohnung zwei Etagen.

So etwas gibt es hier also auch. Ich gehe nachdenklich wieder nach unten. Herr Schubert gibt mir Zeichen. Da ist wohl wieder ein eiliger Auftrag gekommen.

## Ein Sonnabend, im Dezember

Ich komme aus dem Haus und steige wieder zu Herrn Schubert in das Auto.

„Erledigt. Nichts Besonderes. Was haben wir als Nächstes auf der Liste?“

„Vier Fälle, nichts Akutes. Aber ich muss jetzt Pause machen.“

Er sagt nicht „Wir müssen jetzt Pause machen“, er spricht nur von sich. Aber das wundert mich nicht. Die Kraftfahrer vom Hausbesuchsdienst müssen nach einigen Stunden Fahrzeit, ich glaube es sind vier oder fünf Stunden, Pause machen. Für den Arzt gilt das nicht. Ich bin seit acht Uhr tätig, gestern in der Sprechstunde, seitdem im Hausbesuchsdienst. Ich sehe auf die Uhr. Es ist drei Uhr morgens. Für mich sind das schon neunzehn Stunden Arbeitszeit. Aber ich rege mich darüber nicht mehr auf, ich kenne das Problem schon lange. Und schließlich habe ich mir den Beruf selbst ausgesucht.

„Wo fahren wir hin?“

Wenn wir zufällig in der Nähe der Praxis sind, fahren wir dort hin. Da gibt es wenigstens einen Kaffee. Und im Kühlschrank findet sich auch immer etwas zum Essen. Und dann gibt es in Berlin auch noch Gaststätten, die nachts geöffnet sind. Eine ist in Kreuzberg, die hat sogar Tag und Nacht auf. Aber bis dahin ist es zu weit. Eine andere ist ganz in der Nähe, die hat gewöhnlich bis zwei Uhr auf, da bekommt man selbst nach Mitternacht noch einen kleinen Imbiss. Aber es ist schon drei Uhr und die Praxis ist weit weg..

„Wir fahren zum Straßenbahnhof.“ Der liegt am Stadtrand, ganz in der Nähe. Den Straßenbahnhof kenne ich nur von außen, vorbeigefahren bin ich oft. „Zum Straßenbahnhof? Kann man denn dort Pause machen?“

Herr Schubert nickt. Er kennt hier jede Straße, jeden Schleichweg, jede Ecke. Er fährt ganz zielbewusst. Das Tor zum Straßenbahnhof steht weit auf. Innen stehen die Bahnen, steht ein Bus, stehen zwei Polizeifahrzeuge, parken auch etliche andere Fahrzeuge. Wir stellen uns dazu.

Das Haus daneben ist beleuchtet, Herr Schubert geht zielbewusst hinein. Ich folge ihm. Wir sind in einer großen Kantine, links gibt es Speisen und Getränke, rechts, an der Fensterseite, stehen Tische und Stühle.

Die Kantine ist hell erleuchtet und erstaunlich gut besucht. „Was möchten Sie?“ „Einmal Bratwurst, ein Schnitzel, zwei Kaffee.“

Die Auswahl an Getränken ist reichlich, allerdings gibt es keinen Alkohol. Hier steht kein Bier, kein Schnaps, nichts dergleichen. Wir nehmen uns jeder noch eine Limonade.

„Ich habe uns für eine halbe Stunde abgemeldet.“ Was nicht heißt, dass wir im Notfall nicht erreichbar wären. Aber wir bekommen in dieser halben Stunde keine Anrufe.

Wir setzen uns an einen Tisch, stellen die Limonaden ab. Und wir nutzen auch die Gelegenheit und suchen, während wir auf das Essen warten, noch die Toilette auf.

Dann sehe ich mich erst einmal um. Da sitzen, an ihrer Kleidung gut erkennbar, einige Mitarbeiter des Verkehrsbetriebes. Am Fenster sitzen vier Polizisten. Wir alle machen Pause. Links am Nachbartisch sitzen lässig vier junge Männer, die ich nicht einordnen kann. Die Teller auf ihrem Tisch sind schon leer, die Gläser noch halb gefüllt, die Beine haben sie weit ausgestreckt. Plötzlich werde ich hellwach. Dem einen hängt ein Halfter mit einer, wie mir scheint, riesigen Pistole aus der Jacke, schleift fast auf dem Boden. Ich sehe mir den Mann

genauer an. Die Haare sind hochgebunden, kein Zopf, kein Dutt, einfach nur hochgebunden. Er ist unrasiert und sieht übermüdet aus. Seine Jacke ist schäbig, unauffällig. Die Jeans sind schmutzige, an den Füßen trägt er alte Turnschuhe.

Herr Schubert hat mich beobachtet. „Die Jungs sind von der Kripo, Zivilstreife. Hier treffen sich alle, die in Berlin nachts arbeiten.“ Ich bin beruhigt.

Die Frau an der Essenausgabe winkt, unser Essen ist fertig. „Acht Euro achtzig.“ Für beide. So preiswert kann man in Berlin nirgendwo essen. „Wie schmeckt es Ihnen?“ „Richtig gut. Der Straßenbahnhof war ein guter Tip.“

Als wir mit dem Essen fertig sind, ist die halbe Stunde schon um. Wir steigen wieder in unser Auto, melden uns bei der Zentrale wieder an und verlassen den Straßenbahnhof.

Die nächtliche Stadt hat uns wieder. Am Horizont schimmern die Hochhäuser der Stadtrandsiedlung. Noch vier Stunden liegen vor uns. Berliner Nächte sind manchmal sehr lang.

*Publiziert: Almanach deutschsprachiger Schriftsteller-Ärzte, Seemann Publishing, 47. Jahrgang, 2024, Seiten 78 – 98.*